Paradoxer Gewinn: Raumpoetik und utopische Anschaulichkeit in Ulrichs von Etzenbach ‚Alexander‘-Anhang

MARKUS STOCK

Abstract

The article discusses some opportunities and challenges of medieval utopian studies, taking the late 13th century ‘Alexander’ appendix by Ulrich von Etzenbach as its main example, but also commenting on other heterotopic or utopian passages in the medieval German Alexander tradition (Gymnosophists, Flower Maidens, and the Earthly Paradise) as well in Gottfried von Straßburg’s ‘Tristan and Isolde’. The centrepiece of the article is a reading of the ‘Alexander’ appendix, which designs a free republic of scholars and black magicians that bears certain utopian features: Elements of an ‘other’ system of government are combined with elements of an ‘other’ system of education, creating a chimera of an urban ordering of society that has at its disposal means to pull itself away, to be utopian and to exist freely in collective self-determination and self-rule. The article closes with a number of conclusions regarding the methodology of medieval utopian studies, which would especially benefit from including narratological methods.

Keywords: Poetics and narratology of utopian literature; Ulrich von Etzenbach; ‚Straßburger Alexander‘; Gottfried von Straßburg; Alexander the Great.

Utopien vor ‚Utopia‘?

„In den tausend Jahren europäischer Geschichte, die man abschätzig Mittelalter nennt, ist kein Werk geschrieben worden, das Platons ‚Staat‘ oder der ‚Utopia‘ von Thomas Morus an die Seite gestellt werden könnte.“ So begann Joachim BUMKE seinen Aufsatz ‚Die Utopie des Grals. Eine Gesellschaft ohne Liebe?‘, um jedoch sogleich die Meinung abzuweisen, „dass das Mittelalter eine Zeit ohne Utopien gewesen“ sei.

Die mittelalterliche Literatur ist voll von utopischen Ansätzen und Entwürfen, die sich allerdings nur selten in der Ausmalung einer neuen Staatsform konkretisieren. Staatliche Organisations- und Verwaltungsformen spielten für die Frage nach der richtigen Ordnung menschlicher Gesellschaft eine eher untergeordnete Rolle.

Es sei „kein Wunder, daß die erste große Staatsutopie erst entstanden“ sei, „nachdem sich ein neues Konzept von Staatlichkeit herausgebildet“ habe.¹ Das Fehlen der Utopie als großer Textform ist die hauptsächliche Schwierigkeit bei der Formulierung eines Forschungsprogramms für mediävistische Utopiestudien. Die Gründe für dieses Fehlen mögen vieltalig sein – neben der fehlenden Staatlichkeit, die BUMKE ins Feld führt, kann, vereinfachend gesprochen, das statische, geschlossene Ordnungsmodell, das kompakte Welt- und Kosmosbild oder überhaupt die Tatsache in Anschlag gebracht werden, dass

¹ Joachim Bumke, Die Utopie des Grals. Eine Gesellschaft ohne Liebe? In: Hiltrud Gnüg (Hg.), Literarische Utopie-Entwürfe. Frankfurt a. M. 1982, S. 70–79, hier S. 70.

dem Menschen in christlicher Vorstellung die kontrapräsentische Entschädigung im jenseitigen, ewigen Leben zukomme: Man bedarf der Utopie nicht, solange die Hoffnung auf Entschädigung sich aufs Jenseits richtet oder richten kann, solange also ein transzendenter Modus der Zielnahme vorherrscht. Das heißt nicht, dass das Nachdenken über die richtige irdische Organisationsform menschlichen Lebens nicht auch von Bedeutung für eine aufs Jenseits gerichtete Hoffnung sein kann: So wurden klösterliche Idealräume planerischer Rationalität als Zeugnisse utopischen Denkens im Mittelalter gewertet,² und auch frühneuzeitliche Entwürfe, wie etwa Tommaso Campanellas ‚Sonnenstaat‘ oder Johann Valentin Andreaes ‚Christianopolis‘ haben gleichzeitig eine religiöse *und* diesseitig-utopische Ausrichtung.³ Dennoch ist das Diesseitige in textuellen Repräsentationen utopischer Sozialentwürfe dominant, und um dem Begriff auch für das Mittelalter Kontur zu geben, sollte eine solche Diesseitigkeit bei der Bestimmung des ‚Utopischen‘ eine zentrale Rolle spielen: „utopias are this-worldly constructions based on reason, which are imagined to arise without the assumption of a world to come, or divine intervention into the course of history.“⁴

Warum aber sollte man eigentlich überhaupt von einer Utopie *vor* der Utopie sprechen? Ist das Reden von Utopie nicht erst möglich, wenn der utopische Prototyp aus dem Jahre 1516, eben Morus’ kommunistisch organisierte Gesellschaft auf der Insel Utopia zugrunde gelegt werden kann? Man beantwortet diese Frage nur scheinbar, wenn man auf die mittelalterlichen Wurzeln von Morus’ ‚Utopia‘ verweist, vor allem die Abhängigkeit von Modellen monastischer Gemeinschaftsideale.⁵ Methodisch und literaturgeschichtlich könnte anders angesetzt werden: Es erscheint im Prinzip wenig nützlich, die Frage zu formulieren, warum es *die* Utopie als literarische Groß- oder Ganzform im Mittelalter nicht oder noch nicht gebe, genauso wie es aus mediävistischer Sicht kaum weiterführt, dass sich das Frageinteresse und der Begriff „doch immer wieder an den ‚klassischen Staatsromanen‘ von Morus, Campanella und Bacon orientiert“, wie schon Ferdinand SEIBT in seinem Überblick in den frühen 1980ern festgehalten hat.⁶ Ertragreicher könnte ein Projekt sein, das, wie BUMKE es formulierte, nach den konkreten literarischen Ausformungen von „utopischen Ansätzen und Entwürfen“ fragt. Damit lässt sich zunächst auch das Problem vermeiden, dass man mit dem Fragen nach einer vormodernen Utopie in den fatalen Gestus einer bedauernden Noch-Nicht-Teleologie oder aber den einer triumphierenden Vorverlegungsrhetorik verfällt. Vermeidet man so „die Identifikation des Utopischen mit der Gattung der erstmals von Morus geschaffenen Utopie-Schrift“ und damit „einen ausschließlich auf die

² Ferdinand Seibt, Utopie im Mittelalter. *Historische Zeitschrift* 208 (1969), S. 555–594; ders., Utopica. Modelle totaler Sozialplanung. Düsseldorf 1972; Otto Gerhard Oexle, Utopisches Denken im Mittelalter: Pierre Dubois. *Historische Zeitschrift* 224 (1977), S. 293–339.

³ Vgl. Gregory Claeys, Ideale Welten. Die Geschichte der Utopie. Aus dem Engl. v. Raymond Hinrichs u. Andreas Model. Darmstadt 2011, S. 118–120.

⁴ Heiko Hartmann, Utopias – Utopian Thought. In: Albrecht Classen (Hg.), *Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends*. 3 Bde. Berlin, New York 2010, Bd. 2, S. 1400–1408, hier S. 1400.

⁵ Dies stellt vor allem Seibt heraus: Utopica (Anm. 2), S. 24–47; siehe auch Claeys (Anm. 3), S. 117–120.

⁶ Ferdinand Seibt, Aspekte und Probleme der neueren Utopiediskussion in der Geschichtswissenschaft. Zum Problem der Utopie in der historischen Fachliteratur 1970–1980. In: Wilhelm Voßkamp (Hg.), *Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie*. 3 Bde. Stuttgart 1982, Bd. 1, S. 97–119, hier S. 105.

okzidentale Neuzeit bezogenen Utopiebegriff“, dann wird der Blick frei für „Erscheinungsformen des Utopischen in anderen Kulturen und Epochen.“⁷ Die Arbeit an diesen Erscheinungsformen ist allerdings gegenwärtig fast zum Erliegen gekommen. So muss Heiko HARTMANN in seinem Überblicksartikel pointiert festhalten: „Interdisciplinary medievalist inquiry into utopias can hardly be said to seriously exist at present.“⁸

Um die konkreten literarischen Ausformungen von „utopischen Ansätzen und Entwürfen“ zu untersuchen, ließen sich in einem ersten methodischen Schritt eher punktuelle Äußerungen eines „utopian impulse“ von den systemhaften Ausprägungen von Utopien (sowohl in der literarischen großen Form als auch in utopischen Gesellschaftsentwürfen) unterscheiden.⁹ Nach solchen utopischen Impulsen, die sich nach Fredric JAMESON nicht nur in der großen Form, sondern auch in alltäglichen und weniger alltäglichen Formen, punktuell und unsystematisch zeigen, könnte man in der mittelalterlichen Erzählliteratur suchen, um zu überprüfen, ob im Szenischen und Punktuellen kontrapräsentische Alternativen denkmöglich werden. In diesem Sinne haben vor allem Tomas TOMASEK¹⁰ und Werner RÖCKE¹¹ mittelalterliches und frühneuzeitliches deutsches Erzählen auf utopische Potenziale hin untersucht. Erst ein solches Umlenken des Untersuchungsinteresses von der großen utopischen Erzählform hin zu punktuellen Versuchsanordnungen und narrativen Spekulationen ermöglicht es, überhaupt die Frage nach einer Utopie vor ‚Utopia‘ zu stellen.

Diese Ausweitung ist nicht ohne methodisches Risiko, da sie Unschärfe mit sich bringen kann. Anthropologisch-überhistorisch definiert, kann jeder Tagtraum, jede Zukunftsprojektion oder jede Fernphantasie mit einem utopischen Impuls begründet und damit zur Utopie erklärt werden. Anders gesagt: Erkauft man sich die Suche nach dem Utopischen vor ‚Utopia‘ mit einem (maßgeblich von Ernst BLOCH inspirierten) sehr weiten Utopiebegriff,¹² dann droht die historische Recherche in unscharfe Objektbereiche hineinzugera-ten. Die textbezogene Mediävistik muss sich hier der Gefahr stellen, dass die Übertragung eines weiten Utopiebegriffs auf literarische Entwürfe des Mittelalters diese zu enthistorisieren droht und außerdem die poetische Dimension der literarischen Form missachtet. Dabei sollte aber die Vorsicht gegenüber manch drohend weitreichender Zuständigkeitserklärungen nicht dazu führen, dass sich eine literaturwissenschaftliche Utopieforschung ganz auf literaturwissenschaftliche oder narratologische Fragen zurückzieht: Vielmehr kann sie mit den eigenen Mitteln und Fragen zu einem transdisziplinären Gespräch mit der Geschichtswissenschaft, historischen Soziologie, Politologie und Philosophie beitragen.

⁷ Otto Gerhard Oexle, Utopie. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 8 (1999), Sp. 1346–1348, hier Sp. 1346.

⁸ Hartmann (Anm. 4), S. 1405.

⁹ Fredric Jameson, *Archaeologies of the Future. The Desire Called Utopia and Other Science Fictions*. London, New York 2005, S. 1–9.

¹⁰ Tomas Tomasek, *Die Utopie im ‚Tristan‘ Gotfrids von Straßburg* (Hermaea. Germanistische Forschungen N. F. 49). Tübingen 1985; ders., *Zur Poetik des Utopischen im Hoch- und Spätmittelalter*. Jahrbuch der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft 13 (2001/02), S. 179–193.

¹¹ Werner Röcke, *Die nackten Weisen der fremden Welt. Bilder einer utopischen Gesellschaft in Johann Hartliebs ‚Alexander‘-Roman*. Zeitschrift für Germanistik 6 (1996), S. 21–34; ders., *Das Ende der Geschichte. Utopie und Anti-Utopie in der Literatur des 16. Jahrhunderts*. Paragrana 7,2 (1998), S. 122–139.

¹² Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung* (Werkausgabe Bd. 5). Frankfurt a.M. 1959 (stw 554, Frankfurt 1985); zur Anwendung auf mittelalterliche Texte am Beispiel von Gottfrieds ‚Tristan‘ siehe Tomasek (Anm. 10).

Dies gilt vor allem für die Poetik der Utopie und deren Verfasstheit und Gemachtheit in textueller Form.¹³ Utopie ist auf Erzählung und Beschreibung angewiesen, auf literarische Konstruktion als eine ihrer Grundbedingungen. Die Aufmerksamkeit auf solche poetisch-poetologischen Fragen zu richten, kann auch den Blick für Ähnlichkeiten im narrativen Gestus schärfen, welche utopische Entwürfe, egal ob vor oder nach Morus, generisch verbinden. Die „eigene[] Poetizität“ und vor allem eine „Poetik des Raumes“¹⁴ von Texten und Episoden mit utopischem Potenzial gehören dabei wohl zu den wichtigsten Betätigungsfeldern einer solchen literaturwissenschaftlich akzentuierten mediävistischen Utopieforschung.

Eine historische Narratologie des Utopischen kann dabei in ein befruchtendes interdisziplinäres Gespräch mit Nachbardisziplinen treten, in denen die zentrale Bedeutung des Erzählt-Werden-Müssens der Utopie, also von Narrativität, ebenfalls erkannt wurde: Das Erzählen der Utopie, so etwa schon BLOCH, bietet einen „fast paradoxen Gewinn“, nämlich „utopische Anschaulichkeit“.¹⁵ Davon ausgehend ließe sich eine Narratologie utopischen Erzählens formulieren, die sich auch auf vormoderne Entwürfe beziehen könnte und daher für eine mediävistische Utopieforschung anschließbar wäre: Das Erzählen macht den Nicht-Ort anschaulich, kennzeichnet ihn jedoch gleichzeitig als unverfügbar, da er *nur* erzählt wird. Dies mag einer der Hauptgründe sein, warum intradiegetische Figuren der Mittelbarkeit in dieser Art von Literatur so dominant sind. Von den chiliastisch-fernzeitlichen Entwürfen muss man in diesem Zusammenhang grundsätzlich sagen, dass sie ihre Anschaulichkeit nur in einem Modus erhalten, den man mit prophetischer Rede in Verbindung bringen könnte. Und von den utopischen Wunschräumen und fremden Gesellschaftsformen, auch wenn sie räumlich gerade noch lokalisierbar wären, erzählen oft Briefe, Boten, Reisende. Das Indirekte, Mittelbare ist auch hier dominant.

Altgermanistische Utopieforschung?

Wie kann man dem Begriff wie dem Unternehmen aus altgermanistischer Sicht heuristische Schärfe geben? Die mediävistische Utopieforschung hat eine wichtige frühe Anregung in einem 1927 veröffentlichten Vortrag, den Alfred DOREN in der Warburg-Bibliothek hielt. In diesem unternimmt er es, für das Mittelalter

zwei Hauptgestaltungsformen menschlicher Sehnsüchte: Zukunftshoffnungen und Fernphantasien, Wunschzeiten und Wunschräume, chiliastische Träume und utopisch-rationalistische Bildprojektionen zugleich zu trennen und in einen gedanklich-historischen Zusammenhang zu bringen.¹⁶

¹³ Wolfgang Biesterfeld, *Die literarische Utopie*. 2. Aufl. Stuttgart 1982, S. 10–22; für die Vormoderne siehe Röcke, *Die nackten Weisen* (Anm. 11), S. 33 f. u. Tomasek, *Poetik* (Anm. 10).

¹⁴ Biesterfeld (Anm. 13), S. 15: „Zur eigenen Poetizität der Utopie läßt sich beim gegenwärtigen Forschungsstand noch wenig sagen. Das genannte Motiv des Weges jedoch deutet auf die Möglichkeit, hier eine Poetik des Raumes zugrunde zu legen“. Zu einer mediävistischen Poetik der Utopie grundlegend Tomasek, *Poetik* (Anm. 10).

¹⁵ Bloch (Anm. 12), Bd. 2, S. 567.

¹⁶ Alfred Doren, *Wunschräume und Wunschzeiten*. In: *Vorträge der Bibliothek Warburg 1924/25*. Leipzig, Berlin 1927, S. 158–205, hier S. 158, Anm. 1.

Wunschzeiten und Wunschräume als allgemeinere temporale und lokale Bestimmungen kontrapräsentischer Projektionen wurden für das Mittelalter von DOREN selbst, und dann, nach einem längeren Hiatus in den siebziger Jahren von Ferdinand SEIBT und Otto Gerhard OEXLE konkretisiert. SEIBT und OEXLE stellten vor allem die Klöster heraus, deren aus der Umwelt herausgenommene Ideal-Räume planerischer Rationalität utopische Tendenzen aufweisen konnten.¹⁷ In diesem Zusammenhang führt SEIBT auch chiliastische Entwürfe an, also Momente und Dokumente ekstatischer Heilszeiterwartungen, Ideen eines tausendjährigen Reiches des Friedens und Heils, Wunschzeiten, die sich, wie SEIBT erklärt, auch räumlich zur konkreten „Mönchsutopie“¹⁸ verdichten konnten.

Daneben spielten aber auch immer Wunschräume eine Rolle, die, so DOREN, die „Überwindung des sinnlich fassbaren bekannten Raums“ durch bildliche und narrative Projektionen von Wunschräumen „auf eine imaginäre geographische, als eben noch möglich erdachte Fläche“¹⁹ erreichten. Diese Wunschräume, oft an den Rändern der Welt, verbunden mit vagen Möglichkeiten einer Lokalisierung,²⁰ werden auch zu *staple ingredients* der volkssprachlichen Literatur. Der „Inbegriff“²¹ der randständigen Wunschräume mit der vagen Möglichkeit einer Lokalisierung ist Indien, wie es sich vor allem aus der weit verzweigten Alexander-Literatur ins Mittelalter überliefert und in den mittelalterlichen Alexanderepen selbst Neugestaltungen und immer neue Um-Akzentuierungen erfahren hat.²² Diese vielgestaltige, zerrissene Projektions- und Reflexionsfläche ist reich an anderräumlichen Ordnungen, und es waren diese Ordnungen, die der germanistischen Mediävistik, neben der Gralsgesellschaft in Wolframs ‚Parzival‘²³ und der Minnegrotte in Gottfrieds ‚Tristan‘²⁴, utopieverdächtig vorkamen.

Besonders der letzte Fall, die Minnegrottenepisode im ‚Tristan‘²⁵ ist hier sowohl vom Textbefund her als auch durch ihre forschungsgeschichtliche Behandlung als ‚Minne-Utopie‘ aufschlussreich. Ganz offenbar und explizit als Utopie markiert wird sie (neben der zitierten Arbeit von Tomas TOMASEK) bei Karl BERTAUE, der die Minnegrotte, in die die Liebenden Tristan und Isolde sich zurückziehen, um der doppelten und destruktiven Logik des Betrugs an Markes Hof zu entgehen, als Utopie des Glücks bezeichnete, der aber

¹⁷ Siehe die oben zitierten Arbeiten (Anm. 2).

¹⁸ Seibt, *Utopica* (Anm. 2), S. 47.

¹⁹ Doren (Anm. 16), S. 161; vgl. Oexle (Anm. 2), S. 307.

²⁰ Vgl. Hans-Georg Soeffner, *Der geplante Mythos. Untersuchungen zur Struktur und Wirkungsbedingung der Utopie*. Hamburg 1974, S. 64: „Der Wunschraum erhält eine – wenn auch vage – Angabe über seine Lokalisierung, d. h. trotz der unverhüllten Fiktivität utopischer Räume bleibt die Möglichkeit des Realitätsbezuges gewahrt.“

²¹ Oexle (Anm. 2), S. 311.

²² Auf den tiefen Zusammenhang zwischen den Erzählungen von Alexanders fabulösen Fahrten und der Utopie weist Bloch (Anm. 12), S. 567, hin: „Die hellenistische Utopie wurde durch die Entdeckung Indiens ganz ähnlich verstärkt und illustriert wie die neuzeitliche durch die Entdeckung Amerikas.“ Dieses Potenzial hat sich im mittelalterlichen Erzählen über Alexanders Reisen erhalten.

²³ Bumke (Anm. 1); Walter Blank, *Die positive Utopie des Grals. Zu Wolframs Graldarstellung und ihrer Nachwirkung im Mittelalter*. In: Albrecht Greule u. Uwe Ruberg (Hgg.), *Sprache – Literatur – Kultur*. Fs. Wolfgang Kleiber. Stuttgart 1989, S. 337–353.

²⁴ Karl Bertau, *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter*. 2 Bde. München 1972, S. 953–957; Tomasek, *Utopie* (Anm. 10).

²⁵ Benutzt wird: Gottfried von Straßburg: *Tristan und Isolde*. Mit den Fragmenten des Thomas, hrsg. von Walter Haug u. Manfred Günter Scholz (Bibliothek des Mittelalters 11 u. 12). Frankfurt a. M. 2011.

gleichzeitig Scheitern und Resignation eingezeichnet sei. In diesem Punkt, der Resignation, ist der Text von Gottfried von Straßburg wirklich ganz deutlich. Es fehlt dem eigentlich utopischen Liebesleben der sich in den Bereich der Grotte zurückziehenden Liebenden an *ère*, und dieses Manko führt zur sofortigen Aufgabe des Grottenlebens, als das Verzeihen Markes ein Leben in der höfischen Gesellschaft wieder möglich macht. So sei Gottfrieds „Utopie des Glücks“ von „Resignation“ gekennzeichnet:²⁶ „Die fehlende höfische Welt ist [in der Grottenepisode] noch als Negativ-Form zugleich das Formbett des erdachten Glücks, welches ebendiese Welt nicht gestattet.“²⁷ So kann man hier zwar einen utopischen Impuls im Sinne von JAMESON erkennen; die Liebes-Utopie, wenn man sie so nennen will, ist aber in zweierlei Hinsicht als beschränkt gekennzeichnet: Sie löst sich nicht aus dem Formbett der Welt des Markehofs, um BERTAUS glückliche Formulierung aufzugreifen, bleibt dialektisch so eng auf diese bezogen, dass der utopische Impuls den Entwurf sozusagen nicht befreien kann. Der Entwurf bleibt zudem auch zeitlich beschränkt. Gottfrieds Text changiert zwischen Extremen: Die Liebenden mögen sich selbst genug sein (v. 16904–16906), und die Minne mag ihnen tausendfach die arthurische Tafelrunde bringen (v. 16896–16901), aber der Zustand kann doch nur temporär sein.

Beschränkungen solcher Art, so würde ich argumentieren, sind ein Kennzeichen des Utopischen vor ‚Utopia‘, und die Ausgestaltung und Form kontrapräsentischer und alternativer Sozialentwürfe scheint stark mit diesen, dem Utopischen die Radikalität nehmenden Beschränkungen verbunden zu sein. Allerdings, und dies mag Zweifel am Wert des Utopiebegriffs für die Minnegrottenepisode wecken, findet sich ein alternativer *Sozialentwurf* in diesem *locus amoenus* gerade nicht. Blickt man auf das Soziale in der Grottenszene, wird schnell offenbar, dass dem Entwurf genau dieses fehlt: Die Gesellschaft der beiden sind Sonne und Schatten, Linde, Blumen und Gras, aber keine Menschen.

Fernphantasien in der deutschen Alexanderdichtung

Bereits die deutsche Alexanderliteratur des zwölften Jahrhunderts verzeichnet eine Reihe anderräumlicher Ordnungen. So finden sich im ‚Straßburger Alexander‘ Passagen, die Alexanders Versuch der Eroberung des irdischen Paradieses oder die Lebensweise der Gymnosophisten zum Gegenstand haben oder in denen Waldschattenmädchen ein den Jahreszeiten unterworfenen, aus Sicht der Griechen erotisiertes und erotisierendes Alternativleben führen.²⁸ Diese Passagen und beschriebenen Räume und Ordnungen können als Beispiele punktueller Entwürfe mit utopischem Potenzial gewertet werden.²⁹ So bieten die anderweltlichen Waldschattenmädchen und ihr alteritärer Lebensraum Alexander und seinen Männern einen scheinbar zeitlosen Freudensommer in einer Sphäre dauernder Freude und nicht behinderter Liebeserfüllung. Im Herbst dann zeigt sich, dass die blumenartigen Mädchen den Jahreszeiten unterliegen und verwelken: zeitliche Beschränkung eines zunächst zeitlos-, utopischen‘ Zustandes also auch hier. Man hat die Waldschattenmädchen-Episode

²⁶ Bertau (Anm. 24), S. 957.

²⁷ Ebd., S. 955.

²⁸ Benutzt wird: Pfaffe Lambrecht, Alexanderroman. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Hrsg. von Elisabeth Lienert (RUB 18508). Stuttgart 2007.

²⁹ Zum utopischen Potenzial der Waldschattenmädchen-Episode siehe Tomasek, Poetik (Anm. 10), S. 189 f.; zu den Gymnosophisten siehe Röcke, Die nackten Weisen (Anm. 11).

als „Minneutopie“³⁰ bezeichnet, wobei allerdings festgehalten werden sollte, dass der heterotopische Charakter des Ortes und die alteritären Möglichkeiten lediglich auf einen vergleichsweise einfachen Wunschzustand der sexuellen Erfüllung zulaufen.

Am deutlichsten als dialektisches Gedankenspiel zur Anregung eines Nachdenkens über alternative Lebensformen ist im ‚Straßburger Alexander‘ und in vielen anderen Alexander-texten des Mittelalters die Begegnung Alexanders mit den Gymnosophisten funktionalisiert. Die asketische, bedürfnislose Lebensweise der Gymnosophisten setzt der Objektgier des Weltoberers eine ethisch valide Position der Mäßigung entgegen.

Als ausgesprochener Wunschort dagegen ist neben dem weit im Osten liegenden Land der Königin Candacis und seinem überbordenden Luxus vor allem das irdische Paradies zu nennen, das aber, wie schon in der lateinischen Tradition des ‚Iter ad Paradisum Alexandri Magni‘, nicht zugänglich ist und der erzählerischen Repräsentation daher nicht geöffnet wird. Auch hier baut der Text auf eine moralische Logik der Mäßigung Alexanders, dessen Eroberungsdrang an den Paradiesmauern ein nachhaltiges Ende findet.

Dies sind episodische, punktuelle Entwürfe, die Züge des Anderweltlichen, Alteritären tragen. Vielleicht kann man sie als utopisch kennzeichnen, sicher aber nicht im Sinne der großen utopischen Form, sondern im Sinne punktueller Ausfaltungen von Wunschzuständen oder begehrten Orten. Sie können Denkalternativen gesellschaftlicher Modelle an den Rändern der Welt bieten, an denen auch narrativ größere Freiräume bestehen. Dies ist für den Fall der Gymnosophisten besonders deutlich. Utopisch kann man sie in dem Sinne nennen, dass sie neben ihrem allgemeinen Faszinationspotential auch als „freies Gedankenspiel zur Erweiterung der sozialen Mentalität“³¹ fungieren können. Sie sind kontrapräsentische Wunsch- und Denkbilder, die Alexander in den mittelalterlichen Traditionen in seinem Weltaneignungszug erschließt. Hier scheint ein besonderes historisches Faszinationspotential der fabulösen Erkundungen „Indiens“ durch Alexander zu liegen. Der Stationenweg Alexanders bietet den mittelalterlichen Autoren das Potenzial, immer neue Spielarten anderer Sozial- und Lebensformen vorzuführen und mit Alexander reagieren zu lassen, der hier oft in einer Art Doppelrolle zwischen machtbegierigem Fürst und wissenschaftsbegierigem Aristoteles-Schüler erscheint.

Utopische Anschaulichkeit: Der ‚Alexander‘-Anhang Ulrichs von Etzenbach

Die Doppelrolle des Makedonenherrschers scheint besonders deutlich im ‚Alexander‘ Ulrichs von Etzenbach angelegt.³² Dieser Roman selbst ist reich an Fernphantasien, soll aber nicht im Zentrum meiner folgenden Untersuchung stehen. Vielmehr werde ich der narrativen Ausfaltung eines utopischen Impulses an einer außergewöhnlichen und kaum bekannten Episode, dem sogenannten ‚Alexander‘-Anhang Ulrichs von Etzenbach, nachgehen. Gezielt habe ich damit eine Episode ausgewählt, die nicht prophetisch-chiliasmatisch, endzeitlich oder jenseitig angelegt ist. Der Entwurf ist hier deutlich auf die Chimäre einer Gesellschaftsordnung hin angelegt, die fast ausschließlich diesseitigen Charakter hat.

³⁰ Tomasek, Poetik (Anm. 10), S. 189.

³¹ Seibt (Anm. 6), S. 98.

³² Zitiert wird nach: Ulrich von Eschenbach, Alexander. Hrsg. v. Wendelin Toischer (Bibliothek des literarischen Vereins 183). Tübingen 1888.

Der Anhang entstand selbst wahrscheinlich nicht lang nach Ulrichs von Etzenbach ‚Alexander‘, also im späten 13. Jahrhundert, und wurde wohl ebenfalls von Ulrich verfasst, der in Böhmen im Umkreis des böhmischen Königshofes tätig war.³³ Der Anhang ist in drei Handschriften des ‚Alexander‘ mitüberliefert.³⁴ Auch wenn bestimmte Elemente des Erzählten etablierten Mustern folgen und traditionsgeschichtliche Abhängigkeiten belegt oder wahrscheinlich gemacht werden konnten,³⁵ steht die ganze Episode nicht nur als Anhang, sondern auch im Überlieferungsstrom der Alexandertradition isoliert. Sie ist wohl frei erfunden. Ich will zunächst die zentralen narrativen Charakteristika zusammentragen, um den Anhang dann eingehender und textnah im Hinblick auf die narrative Ausgestaltung des utopischen Impulses zu diskutieren.

Die Episode ist narrativ von einer starken Raumsemantik geprägt, in der die fremde Gesellschaftsordnung von Tritonia, die im Zentrum des Anhangs steht, sowohl auf der Ebene der Handlung als auch durch die narrative Technik als unverfügbar, ja als heterotopisch gekennzeichnet ist.³⁶ Sie weist eine gewisse, zumindest proto-utopische Totalität des Gesellschaftsentwurfs auf. Auffällig ist auch die Zeitlosigkeit oder Zeitenthobenheit des Gesellschaftsentwurfs, die erst mit der Ankunft des makedonischen Eroberers aufgehoben werden. Auch hat die in der Episode geschilderte Gemeinschaft eine kollektivistische, in gewissem Sinne fast kommunistische Gesellschaftsanlage, wie sie auch in vielen späteren Utopien entworfen wird. Im ‚Alexander‘-Anhang verbindet sie sich aber weder mit einer expliziten noch impliziten Gesellschaftskritik. So führt der Anhang eine gesellschaftliche Spekulation vor, einen utopischen Bricolage, der aus realistischen und potenziell realisierbaren Sozial- und Regierungsformen und fantastischen Elementen zusammengesetzt ist. Auffallend ist auch die narrative Formung, um die es im Folgenden vor allem gehen soll: Fast alle wichtigen Informationen über die Gesellschaftsordnung werden nicht direkt, sondern über intradiegetische Erzählung und Beschreibung geliefert. Es ist der Bericht eines Boten, der wenigstens bis zu einem gewissen Punkt Anschauung vermittelt und gleichzeitig wechselseitige Exteriorität aufrechterhält. Narrative Technik bestärkt also die heterotopische Anlage.

³³ Ruth Finckh, Ulrichs von Etzenbach ‚Alexander‘: Ein böhmisches Lehr-Stück. In: Jan Cölln, Susanne Friede u. Hartmut Wulfram (Hgg.), *Alexanderdichtungen im Mittelalter*. Göttingen 2000, S. 355–406.

³⁴ Rainer Kohlmayer, Formkunst und Politik in den Werken Ulrichs von Etzenbach. Zahlenkomposition und politische Thematik in der ‚Alexandreis‘, im ‚Herzog Ernst D‘, im ‚Wilhelm von Wenden‘ und im ‚Anhang‘ der ‚Alexandreis‘. *Zeitschrift für deutsche Philologie* 99 (1980), S. 355–384, hier S. 375.

³⁵ Ruth Finckh, Vom Sinn der Freiheit. Ulrichs von Etzenbach ‚Alexander-Anhang‘ und der zeitgenössische Macht-Diskurs. In: Ulrich Mölk u. a. (Hgg.), *Herrschaft, Ideologie und Geschichtskonzeption in Alexanderdichtungen des Mittelalters*. Göttingen 2003, S. 358–411; Kohlmayer (Anm. 34), S. 375–382; Jan-Dirk Müller, Landesherrin *per compromissum*. Zum Wahlmodus in Ulrichs von Etzenbach ‚Wilhelm von Wenden‘ v. 4095–4401. In: Karl Hauck u. a. (Hgg.), *Sprache und Recht. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters*. FS Ruth Schmidt-Wiegand. Berlin, New York 1986, Bd. 1, S. 490–514.

³⁶ Tritonia gehört zu den Orten, „die vollkommen anders sind als die übrigen. Orte, die sich allen anderen widersetzen und sie in gewisser Weise sogar auslöschen, ersetzen, neutralisieren oder reinigen sollen. Es sind gleichsam Gegenräume (*contre-espaces*)“ (Michel Foucault, *Die Heterotopien* [Les *hétérotopies*]. Der utopische Körper [Le corps utopique]. Zwei Radiovorträge. Frankfurt a. M. 2005, S. 10 [fz. S. 40]).

Der Anhang lässt sich in fünf Teile gliedern:³⁷

- I Ankunft vor Tritonia und einleitende Verhandlungen (v. 126–384)
- II Eroberungsversuch (v. 385–759)
- III Abfangen der tritonischen Boten, Bericht über die Regierungs- und Wissensorganisation der Stadt (v. 760–1020)
- IV Briefkommunikation (v. 1021–1652)
 - a. Alexanders Brief an Aristoteles (v. 1032–1092)
 - b. Aristoteles' Brief an Alexander (v. 1095–1382)
 - c. Alexanders Brief an den tritonischen Rat (v. 1424–1652)
- V Übergabe der Stadt und kaiserlicher Adventus (v. 1653–2100)

Der Anhang ist zunächst Ausweis eines generativen Prinzips, das bei Ulrich von Etzenbach so stark wie bei keinem anderen mittelalterlichen deutschen Alexanderautor zum Tragen kommt: der Möglichkeit, dem Weg Alexanders vor allem nach dem Sieg über Darius auf seinen ausgedehnten Zügen durch die östlichen Teile der Welt additiv immer neue Episoden zuzuweisen. In vielem erinnert die geschilderte Episode demnach auch an andere Episoden, die sich im hinteren, dem ‚indischen‘ Teil der Alexanderromane finden: Der Entwurf einer selbstbestimmten, Fremdherrschaft mit rationalen und wohlgedachten Gründen ablehnenden Kollektivhaltung mag an die bereits genannte Gymnosophisten-Episode angelehnt sein; und der Einsatz von „Nigromanzie“ wird von den europäischen Autoren ohnehin oft dem östlichen Sinnrahmen zugeordnet und als Modus gekennzeichnet, mit dem östlich-fremde und weisheitslastige Ordnungen ihre Autonomie bewahren können.

Einleitend geriert sich der Anhang als das Nachtragen einer Episode, die einen längeren Prozess des Verstehens auf Seiten des Autors voraussetzte, daher dem Publikum zunächst vorenthalten wurde und nun außerhalb ihres eigentlichen chronologischen Zusammenhangs nachgereicht wird (Ulrich von Etzenbach: ‚Alexander‘-Anhang, v. 113–118):

Ein rede het ich gelân,
die ich biz her behalden hân,
die ist Alexandrî,
die ich niht wolde setzen bî:
und daz liez ich durch daz,
ich wolte mich ervarn baz.

(Eine Erzählung habe ich weggelassen, / die ich bisher für mich behalten habe, / die handelt von Alexander, / die ich nicht dazu setzen wollte: / und das unterließ ich deswegen, / weil ich mich erst besser erkundigen wollte.)

In der erzählten Zeit der Vita springt die Handlung weit zurück: Die Perser sind geschlagen, Darius auf der Flucht, verfolgt von Alexander und seinem Heer. Auf seinem Verfolgungszug gelangt Alexander vor die Mauern einer Stadt, *veste, grôz unde guot* (v. 145), Tritonia mit Namen, die ihm gefällt. Seinem Aneignungsmodus entsprechend will Alexander sich diese Stadt, wie so viele andere, unterwerfen. Er reitet abends vor die Stadt zur Falkenjagd, aber auch um sie sich genauer anzusehen. Wir sehen hier eine Engführung der

³⁷ Vgl. die Gliederung bei Kohlmayer (Anm. 34), S. 379; Zusammenfassung der Handlung bei Finckh (Anm. 35), S. 362–365.

beiden Modi, die Alexanders Weltaneignung in der mittelalterlichen Tradition prägen: Er-obern und Besehen.

Am nächsten Tag schickt er einen Boten, der den Tritoniern den Befehl überbringt, tags darauf vor ihm zu erscheinen, was diese ignorieren. Nach einem zweiten Versuch eines weitaus höflicher auftretenden neuen Emissärs Alexanders gibt es Verhandlungen vor den Mauern der Stadt mit deren „Potestat“ und vier Räten. Doch diese sehen sich aus prozeduralen Gründen außerstande, die Verhandlungen mit Alexander zu einer Entscheidung zu bringen (v. 268–276):

‚Er ist so snelle ûf uns komen,
wir wizzen selbe niht wie
iu iuwer rede hie
antwort geben ân den rât
noch ân die comûn der stat:
wan waz der wider wære,
daz wære gar swære
ze tuon dem senâte
und dem potestâte.‘

(Er ist so plötzlich über uns gekommen, / dass wir selbst nicht wissen, / wie wir hier eure Rede / beantworten sollen ohne den Rat / und ohne die *comûn* der Stadt: / Denn was diese ablehnt, / könnten der Senat / und der Potestat / kaum durchführen.)

Die Tritonier erbitten sich zunächst eine *vrist* (v. 278), um in der *comûn* (v. 272) über das Ansinnen zu beraten. Hier gibt es erste Andeutungen einer abweichenden gesellschaftlichen Organisationsform, einer ausgeprägten und zeitaufwendigen „comunalen“ Beratungskultur (v. 269–272: Man weiß nicht, wie man Alexander *ân den rât noch ân die comûn* antworten soll). Der fürstliche Bote Alexanders erscheint drei Tage später mit neuen Forderungen: Die Tritonier sollen ins makedonische Lager kommen, um Alexander zu huldigen, und sie sollen nun auch Zins entrichten. Die Tritonier schicken nun ihrerseits eine Nachricht, in der sie beschreiben, dass sie dreitausend Jahre lang, seit der Gründung der Stadt, keinem König das Knie gebeugt hätten und auf ihrer von Gott gegebenen Freiheit bestehen würden (v. 344–352).³⁸ Sie lassen die Tore offen und die Stadt scheinbar völlig ohne Wehr. Alexander beschließt anzugreifen, doch die scheinbar offene Stadt bleibt auf wunderbare Weise unverfügbar: Beim ersten Angriff scheuen die Pferde bei der Annäherung zurück. In großer Anschaulichkeit schildert der Text deren Reaktion (v. 473–479):

hie høert wunderlich geschiht:
die ros wolden vür sich niht,
si begunden snarchen, schiehen,
schulôren [?] zerücke ziehen.
Swaz man si zen sîten twanc
mit den sporn, ân ir meister danc
mit craft si wurfen umbe sich.

(Hört hier merkwürdige Geschehnisse: / Die Rosse wollten nicht weiter, / sie begannen zu schnauben, scheuen, / die Ohren [?] anzulegen. / Wie immer man sie / mit den Sporen zur

³⁸ Dazu Finckh (Anm. 35), S. 382 f.

Seite zwang, / warfen sie sich mit Kraft herum, ohne dass ihre Meister etwas dagegen tun konnten.)

Geschildert wird aber nicht der Grund für das Verhalten, das der Erzähler als *wunderlich* bezeichnet.

Alexander gibt auf und plant für den nächsten Tag einen Angriff mit Fußtruppen. Ein frühmorgendlicher Spaziergang führt ihn vor die Stadt, wo sich über Nacht ein Meer gebildet hat: Fußtruppen haben hier keine Chance. Alexander lässt Schiffe mit Belagerungswerk bauen. Doch als sie zur Stadt übersetzen, verschwindet das Meer plötzlich, und stinkende, die Sicht und den Atem nehmende Nebel zwingen die Makedonen zur Aufgabe der Schiffe. Viele werden krank. Unbewaffnet kommen nun die Tritonier aus der Stadt und verbrennen die nutzlos auf dem Trockenen liegenden Schiffe der Belagerer. Selbst bei dieser defensiven Aktion wird keiner der Tritonier namentlich oder durch narrativen Fokus hervorgehoben: Es ist ein Kollektiv, das den Angriff abwehrt.³⁹ Obwohl es durchaus Ratszenen auch im Lager Alexanders gibt, fällt so immer stärker ins Gewicht, dass die Tritonier kollektiv gegen den Einzelnen, den eroberungsgierigen Herrscher, stehen. Der Erfolg der im Verbund und mit unerklärlichen Mitteln arbeitenden Tritonier macht, so der Text, Alexander zornig. Er will nicht abziehen, bevor er die Stadt *alzemâle vertilget* (v. 758) hat.

Wie erkennbar wird, tragen Figurenbewegungen und Texttopographie zur Semantisierung des Erzählten bei. Dabei findet die Basisopposition Herrschaft / Unverfügbarkeit auch und besonders in der erzählten Topographie ihren Ausdruck. Das gilt sowohl für die diplomatischen Verhandlungen am Anfang als auch für die Eroberungsversuche, in denen narrativ die Unverfügbarkeit der Stadt anschaulich gemacht wird. Diese hinzuerfundene Alexanderepisode erweist sich so auch als eine Variation eines aus den Alexanderepen bekannten Musters von Stadtbelagerungsepisoden vor allem des vorderen Teils der Epen (also bevor er den fabulösen ‚indischen‘ Weltteil erreicht). In vielem erinnert die Tritonia-Episode an die lange, mit hohen Verlusten und großem technischen Belagerungsaufwand betriebene Belagerung von Tyrus, die aufgrund von Alexanders im Mittelalter sattsam kommentiertem *zorn* in der völligen Zerstörung der Stadt endet: Der Anhang lässt Alexander die direkte Parallele vor dem letzten Eroberungsversuch auch selbst in einer kurzen Rede ziehen (v. 635–642).

Gleichwohl bietet sich Alexander und den Rezipienten zunächst die Chance, mehr über die Gesellschaftsordnung Tritonias zu erfahren. Tritonische Boten werden abgefangen, die, von Alexander befragt, bereitwillig Antwort zur Wissens-, Regierungs- und Verteidigungsorganisation geben. Gelenkt sind Fragen und Antworten vom Interesse Alexanders, das Unerklärliche erklärt zu sehen. Der befragte Bote bestätigt zunächst die Sinnlosigkeit von Alexanders Ansinnen und die Unverfügbarkeit der Stadt. Es stellt sich heraus, dass Tritonias Erfolg sich einem speziellen Trivium verdankt, in dem die Bevölkerung, neben anderen Künsten und vielen Sprachen, unterrichtet wird: Alchemie, so der Bote, sichert Wohlstand, Astronomie gibt Weisheit, und Nigromanzie gewährt Sicherheit vor äußerer Bedrohung:

³⁹ Das kollektivistische Element prägt zwar den Bürgertypus des „comunalen“ Entwurfs, wird aber nicht zu einer Anthropologie eines neuen Menschen ausgebaut. Zu Spuren des utopischen „neuen Menschen“ in mittelhochdeutschen Texten Tomasek, Poetik (Anm. 10), S. 183; zum Stand der Diskussion um den „neuen Menschen“ siehe Andreas Heyer, Der Stand der aktuellen deutschen Utopieforschung. Band 2: Ausgewählte Forschungsfelder und die Analyse der postmodernen Utopieproduktion (Utopie u. Alternative 3). Hamburg 2008, S. 151–170.

Damit ist auch der magische Abwehrschirm erklärt. Die ganze Stadt ist, wenn man so will, universitär organisiert,⁴⁰ ja, selbst ihr identitätsstiftender Phantasiename, Tritonia, wird so hergeleitet (v. 879–896):

er sprach ‚hêrre, unser stat
von kunst im namen hât:
Tritônia
quasi triplex sapentiâ.
von drier hande wîsheit
ist der name ir geleit,
der die burger dar in
vorderlich volkomen sîn
vor andern künsten: der ist vil,
die ich nû lâzen wil
und iu sagen von drîn,
die gar bereite wesen in.
die eine ist alchimîâ,
die ander astronomîâ,
dar nâch nigromancie:
daz sint die künste drie,
der vor den andern vorderlich
sie uobent unde vlîzent sich.‘

(Er sagte: ‚Herr, unsere Stadt / hat ihren Namen von den Künsten: / Tritonia / wie: dreifache Weisheit. / Von dreierlei Weisheit / hat sie ihren Namen, / die ihre Bürger / vollkommen beherrschen / vor allen anderen Künsten: / davon gibt es viele, / die ich nun beiseite lassen / und euch von den dreien erzählen will, / die ihnen vollständig zur Verfügung standen. / Die eine ist Alchimie, / die andere Astrologie / und dann noch Nigromanzie: / das sind die drei Künste, / die sie vor allen anderen / üben und praktizieren.‘)

Bildung ist allgemein zugängliches, aber nicht erzwungenes Bürgerprivileg: In *der sprâche schuol* (v. 905) kann man, wenn man will, alle Sprachen der Welt lernen.

Als Alexander weiter nach der Regierungsform fragt, beschreibt der Bote in einem zweiten Teil die politische Organisation, die, wie Jan-Dirk MÜLLER angedeutet und Ruth FINCKH ausgeführt hat, jener zeitgenössischer oberitalienischer Städte gleicht, ja, bis in die Terminologie hinein deren „comunales“ Modell anzitiert (v. 958–971):⁴¹

dô vragte der künic in
wer ir verrihtære
an hêrengewalde wære.
er sprach ‚hêrre, der senât
mit dem râte der stat
in weln einen potestât
ze einem jâre: der hât
nâch des rehten anwîsunge
daz gebot und die verrihtunge.

⁴⁰ Finckh (Anm. 35), S. 364: „Es handelt sich, wie sich herausstellt, bei Tritonia um eine stadtgewordene Universität“.

⁴¹ Müller (Anm. 35), S. 511–514; Finckh (Anm. 35), S. 373–388.

[...]

sô umb komt daz jâr,
lobt denn die cumüne in,
man læt in vûrbaz dar an sîn
alle sîne lebetage.⁴²

Da fragte der König ihn, / wer bei ihnen / die Herrengewalt ausübte. / Er sagte: ‚Herr, der Senat / wählt zusammen mit dem Rat der Stadt / einen Potestat / auf ein Jahr. Der hat / nach Maßgabe des Rechts / die Herrschaft und Regierung. / [...] / Wenn das Jahr vorbei ist / und die *comûn* ihn dann lobt, / dann lässt man ihn weiter regieren, / solange er lebt.‘

Senat und Rat wählen also einen Regierenden zunächst für ein Jahr, bestätigt ihn danach die *comûn*, wird ihm das Amt auf Lebenszeit übertragen. Das Amt, wie der Bote weiter berichtet, ist nicht erblich. Wieder, wie schon in der Bildungsorganisation, wird der kollektive Aspekt hervorgehoben. Betrachtet man den Botenbericht zusammen mit der Begründung der Bürgerfreiheit aus gottgegebenem Naturrecht heraus,⁴² die der Rat vor dem Angriffsversuch Alexander vor der Stadt mitgeteilt hatte, ergibt sich das Bild einer freien Gelehrten- oder Nigromantenrepublik, die utopische Züge trägt: Elemente einer ‚anderen‘ Regierungsordnung verbinden sich mit Elementen einer ‚anderen‘ Bildungsordnung zur Chimäre einer städtischen Gesellschaftsordnung, die über Mittel verfügt, sich zu entziehen, u-topisch zu sein und in kollektiver Selbstbestimmung frei zu leben. Auffällig ist auch ihre Zeit- und Dynamik-Enthobenheit: 3000 Jahre schon basiere die Herrschaftsform unverändert auf kollektiver Freiheit.

In ihrem grundlegenden Artikel zum ‚Alexander‘-Anhang hat Ruth FINCKH gezeigt,

dass Ulrichs Text in der Tritônischen Verfassung ein komplexes politisches Modell vorstellt, das sich keineswegs von der historischen Realität entfernt, sondern im Gegenteil eine kunstvolle Komposition aus zeitgenössischen Wirklichkeitselementen darstellt. Insbesondere das administrative Konzept der italienischen Stadtkommunen wird in bemerkenswert präzisen Anspielungen aufgenommen.⁴³

In die Konstruktion gehen also zeitgenössische Wissensbestände, Sozialformen und Diskussionen um das Selbstbestimmungsrecht der Städte und den Wert von Bildung ein; zudem spricht die Episode im Gegensatz zwischen städtischer Selbstbestimmung und kaiserlichem Anspruch ein politisches Grundproblem des hohen und späten Mittelalters an. Der utopische Bricolage bedarf vorhandener materialer Bausteine. Diese Bestände und Formen verbinden sich aber zu einer Konstruktion, die nur in der östlichen Ferne, als Fernphantasie, möglich erscheint. Während die „comunale“ Struktur für ein zeitgenössisches Publikum sicherlich als italienisch-republikanisch dechiffrierbar war, geht die Episode nicht in diesem Realitätsbezug auf. Im narrativen Bricolage solcher Realitätsmomente mit dem Fabelösen, wie es sich in den nigromantischen Fähigkeiten und wunderbaren Verteidigungsmechanismen zeigt, entsteht der insuläre, herausgehobene Charakter Tritonias, die sich zu einer utopischen Gelehrten- und Nigromantenrepublik verdichtet.

Im Blick auf die narrative Gestaltung fällt auf, dass die Stadt auch erzählerisch weitgehend entzogen bleibt und nur im intradiegetischen Bericht wirklich in ihrer Organisation beschrie-

⁴² Ruth Finckh, Natur als politische Parole in Ulrichs von Etzenbach ‚Alexander-Anhang‘. In: Peter Dilg (Hg.), Natur im Mittelalter. Konzeptionen – Erfahrungen – Wirkungen. Akten des 9. Symposiums des Mediävistenverbandes. Berlin 2003, S. 386–407.

⁴³ Finckh (Anm. 35), S. 378.

ben wird. Zwar wird man zweimal Zeuge von Ratsgesprächen, die in der Stadt stattfinden müssen; diese aber weisen keinerlei örtlich bestimmte Szenerie und Ausgestaltung auf.

Tritonia wird dabei nie als ausgesprochener Wunschraum ausgewiesen. Zwar heißt es mehrmals, dass Alexander die Ordnung gut gefalle, aber sie ist nicht kontrapräsentischer Entwurf in dem Sinne, dass sie ausdrücklich als Idealzustand menschlichen Zusammenlebens markiert wäre. Trotzdem bietet sie einen Möglichkeitsentwurf, ein „freies Gedankenspiel zur Erweiterung der sozialen Mentalität“.⁴⁴ Die Ausfaltung der utopischen Gelehrten- und Nigromantenrepublik bleibt, und auch darin ist sie vielleicht repräsentativ für mittelalterliche Gedankenspiele über Gesellschaftsformen, beschränkt.

Im Folgenden zitiert der Anhang weitere alte Muster der Alexanderepik und vor allem der Tradition von Alexanders Briefberichten über die Wunder des Ostens: Alexander berichtet in einem Brief seinem Lehrer Aristoteles von der Stadt, ihrer Organisation und seinem Zerstörungsplan. Aristoteles schreibt zurück mit detaillierten, mehr oder weniger sachbezogenen Erläuterungen zur Freiheit des Menschen und zur Alchemie und mahnt seinen Schüler zur Mäßigung seines Zorns.⁴⁵ Daraufhin ändert Alexander seine Herangehensweise und schreibt den Tritoniern einen Brief, der im Hinblick auf unser Thema sehr aufschlussreich ist: Er setzt nämlich gegen die zeitenthobene, quasi im Freiraum östlicher Ferne in selbstbestimmter Unverfügbarkeit statisch gelebte Gelehrtenfreiheit sein Selbstverständnis als von Gott eingesetzter und ausgesandter Herrscher, ein Punkt, den Aristoteles gar nicht angesprochen hatte. Alexander argumentiert also mit seiner Rolle im göttlichen Heilsplan, ruft implizit seine Rolle in der heilszeitlichen Ordnung der *translatio imperii* auf, wie sie traditionell durch Danielprophezie und Makkabäerbuch begründet und so auch in den deutschen Alexandertexten des Spätmittelalters mit ihren chiliastischen und eschatologischen Dimensionen rezipiert wird.

Mit dieser Strategie hat er Erfolg: Die Tritonier unterwerfen sich, sicher auch, wie KOHLMAYER und FINCKH betonen, weil der Makedonenherrscher von Eroberungsversuchen ablässt und sich mit seinem rational-argumentierenden Modus auf die tritonische Seinsweise einlässt.⁴⁶ Die rational-argumentierende Strategie ist aber lediglich Voraussetzung, nicht Grund der tritonischen Unterwerfung. Entscheidend ist nämlich, dass ein Astrologe Tritonias das Kommen eines weltbeherrschenden Kaisers *in astris* (v. 1668) gesehen hat und diesen suggestiv mit Alexanders Ankunft verbindet. Dies führt zu einem sehr schnellen „comunalen“ Willensumschwung, der in lediglich zwei Versen dargelegt wird. Wieder also bleibt der utopische Entwurf episodisch-beschränkt. Die Bürger übergeben die Stadt, und Alexander kann kampfflos in sie einziehen. Damit kann er als letztlich triumphierender kaiserlicher Herrscher mit seiner räumlichen Praxis den utopisch-republikanischen Entwurf gleichsam überschreiben.

Der Schluss des Anhangs geht ebenso klug mit der narrativen Gestaltung räumlicher Praxis um wie die gesamte Episode. Zunächst kommen die Tritonier in Alexanders Lager, um ihm zu huldigen. Dann endlich dürfen die Rezipienten zusammen mit dem einziehenden Alexander die Stadt sehen. Doch man sieht sie nur im Wahrnehmungsmodus des herrscherlichen Adventus. Die Utopie bleibt entzogen. Es ist eine Besitznahme, die alle Aspekte des Königseingangs aufweist, einschließlich der für den Adventus typischen symbolisch überhöhten Huldigung durch die Bürger in Sprache, Musik, Aufführungen und räumlicher

⁴⁴ Seibt (Anm. 6), S. 98.

⁴⁵ Zur Rolle des Aristoteles in dieser Passage siehe Finckh (Anm. 35), S. 388–398.

⁴⁶ So Kohlmayer (Anm. 34), S. 381 f. u. Finckh (Anm. 42), S. 407.

Praxis. Mit dem einreitenden Alexander sieht man jetzt die Gassen (v. 1974), die Paläste (v. 1979), das *bethûs* (v. 1998) und das *burger consistorium* (v. 2061), auch *capitolium* genannt (v. 2062). Der Text schließt, etwas unvermittelt und auch darin seinen Entwurfscharakter zeigend, mit dessen Beschreibung. Endlich sieht man Tritonia, blickt am Ende sogar in ihr „comunales“ Herz, das *capitolium*, aber man sieht die Stadt nicht im Modus der utopisch-freien Gelehrtenrepublik, sondern im Modus von Herrschereinzug und Huldigung: Mit der Aufgabe ihrer Unverfügbarkeit zieht sich die Utopie zurück – ins Nichts.

Zum Projekt einer mediävistischen Utopieforschung

Der hier vorgelegte Versuch ist nicht mehr als das Ergebnis einer Probebohrung. Er hat ein punktuelles Zeugnis der intellektuellen Spekulation über alteritäre soziale Organisationsformen zum Inhalt. Tritonia kann als utopisch bezeichnet werden, weil die Stadt „sich durch strenge Organisation, durch Strukturierung gemäß einem idealisierenden Plan auszeichnet, um mit der Logik der Vernunft eine Formel des ewigen Glücks zu realisieren“.⁴⁷ Auffällig ist, dass Tritonia als Gelehrtenrepublik erst in der Aufgabe ihrer Autonomie (buchstäblich) sichtbar wird. In fast ikonischer Verdichtung zeigt sich die Utopie nur im Modus des Verlusts, in der Aufgabe. Dies erscheint typisch für das Projekt einer historischen Beschreibung mittelalterlicher literarischer Utopieentwürfe. Auch darin zeigt sich das Tentative, Vorläufige und Versuchshafte dieses außergewöhnlichen Textes: Die Provokation dieser Spekulation wird durch den kaiserlichen Adventus ein- und aufgefangen. Aber obwohl der Entwurf in vielfacher Hinsicht (nicht zuletzt auch durch die Überlieferung der Episode nach dem Epilog des eigentlichen Alexanderromans) marginalisiert und beschränkt ist, bleibt Tritonia dennoch als narrative Spekulation aussagekräftig für ein solches historisches Projekt.

Was kann man aus dieser Probe für eine text- und literaturbezogene mediävistische Utopieforschung ableiten?

1) Die Vorstellung, dass sich die mediävistische Utopieforschung darauf einigen könnte, einen klar umrissenen Utopiebegriff zu verwenden, ist wohl illusorisch, aber als Minimalforderung könnte vielleicht trotzdem festgehalten werden, dass er inhaltlich für spekulative Beschreibungen und Erzählungen dominant diesseitiger, geplanter und rational bestimmter Sozial- und Kulturformen reserviert werden sollte. Das heißt aber nicht, dass man neben dieser Kernform nicht auch Typen utopischer Entwürfe einbezieht, die keine institutionelle Sozialformen ausbilden und stattdessen Leben in naturhaften und liebesbezogenen Anderräumen präsentieren. Allerdings sollte man festhalten, dass nicht jeder nackte Weis und jedes Blumenmädchen schon Ausweis des Utopischen ist. Ich nenne das die Vermeidung der Beliebigkeitsfalle.

2) Utopische Entwürfe und Spekulationen in der mittelhochdeutschen Literatur können sich punktuell und beschränkt zeigen. Um nicht vorschnell den Blick auf solche narrativen Ausgestaltungen eines utopischen Impulses zu verstellen, müsste nicht nur die große utopische Form in den Blick genommen werden, denn dann wäre man schnell am Ende. Ich nenne das die Vermeidung der Genrefalle.

⁴⁷ Ich übertrage die Formel von Barbara Schmitz, Robinsons ästhetische Utopie. Michel Tourniers Roman ‚Vendredi ou les limbes du Pacifique‘ im Kontext einer Neubewertung des utopischen Paradigmas (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 192). Heidelberg 2003, S. 26, mit der sie in Anlehnung an Gilles Lapouge die Welthaltung des *utopiste* definiert.

3) Die historische Raumpoetik der utopischen Texte und Episoden könnte ein Fokus einer literatur- oder textwissenschaftlich akzentuierten mediävistischen Utopieforschung sein. Als Analysegegenstände bieten sich an: Figurenbewegungen, überhaupt das Verhältnis von Figur, Zeit und Raum, und deren Relation zur Kreation heterotoper Ordnungen, aber auch Sichtfilter und Fokalisierung sowie Formen intradiegetischer Erzählungen und Berichte als Grundformen utopischen Erzählens. Ich nenne dies das Projekt einer historischen Narratologie des Utopischen.

4) Eine Frage, die weitgehend außer Acht blieb, ist die der Medialität mittelalterlicher utopischer Entwürfe. Sie wurde lediglich angeschnitten in der Diskussion der handschriftlichen Textdisposition des ‚Alexander‘-Anhangs, der dem utopischen Entwurf Tritonias eine zugleich herausgehobene *und* marginalisierte Rolle *nach* dem Ende von Ulrichs Roman zuweist. Was Wilhelm VOSSKAMP über die neuzeitliche Utopie sagt, kann übertragen auch für die mittelalterliche gelten: „Ohne Reflexion auf den medialen Charakter und ihre mediale Kommunizierbarkeit lässt sich die Poetik und Geschichte literarischer Utopien nicht angemessen beschreiben.“⁴⁸ Niklas LUHMANN soll auf die Frage, was ihn an der Geschichte der Utopie am meisten interessiere, geantwortet haben: die Rolle des Buchdrucks.⁴⁹ Auch dies muss bei einer historischen Konturierung utopischer Entwürfe in mittelalterlicher Literatur mitgedacht werden: Es ist eine buch- und handschriftenhistorische Aufgabe genauso wie eine narratologische und interpretative. Ich nenne dies das Projekt einer historischen Mediengeschichte des Utopischen.

In der Tat gibt es im Moment kein wirkliches mediävistisches Engagement in diesen Punkten.⁵⁰ Das Desiderat ist leicht zu formulieren: Man bräuchte eine Bestandsaufnahme oft wohl punktueller, beschränkter und kaum genrehaft ausgeprägter literarischer Erzählungen über diesseitige, geplante und rational bestimmte Sozial- und Kulturformen im Mittelalter. Auf dieser Grundlage ließe sich eine historische Mediengeschichte und eine historisch-narratologische Raumpoetik des Utopischen im Mittelalter schreiben.⁵¹

Prof. Dr. Markus Stock
University of Toronto
Department of Germanic Languages and Literatures
50 St. Joseph Street
Toronto, ON M5S 1J4
Kanada
markus.stock@utoronto.ca

⁴⁸ Wilhelm Voßkamp, Narrative Inszenierung von Bild und Gegenbild. Zur Poetik literarischer Utopien. In: Arpad Bernath, Endre Hars u. Peter Plener (Hgg.), *Vom Zweck des Systems. Beiträge zur Geschichte literarischer Utopien*. Tübingen 2006, S. 215–226, hier S. 215.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Hartmann (Anm. 4), S. 1405.

⁵¹ Dieser Artikel entstand zum großen Teil am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), seinerseits eine heterotope Ordnung innerhalb der deutschen Universitätslandschaft. Bei Werner Frick und Gesa von Essen bedanke ich mich für die großartige intellektuelle Gastfreundschaft. Frühe Versionen dieses Papiers konnte ich an den Universitäten von Oxford, Erlangen und Berkeley diskutieren. Ich bin dankbar für die Anregungen und Ermutigungen, die ich vor allem von Burkhard Hasebrink, Niklaus Largier und Almut Suerbaum erhalten habe.